

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus Deutschlands Vergangenheit

eine Sammlung von Erzählungen mit kulturgeschichtlicher Grundlage

Der Untergang der Stedinger - eine geschichtliche Erzählung aus der
Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen

Fricke, Wilhelm

Bielefeld, [1893]

8. Kapitel.

urn:nbn:de:gbv:45:1-6554

8. Kapitel.

Tief im Walde von Brokdiek lag die Malstätte der Stedinger, ein geheimnisvoller Ort und ein heiliger Punkt in dem Leben des kleinen Volkes; Heyenloh hieß er, denn an ihm wurde nicht nur beraten, was zum Wohl und Wehe des Volkes diene, sondern auch vor Zeugen (Heyen) Gericht gesprochen über Missethäter. Im Kreise uralter Eichen befand sich hier eine Erhöhung, auf welcher der Asega, das erwählte Haupt des Stammes, oder auch der Gerichtsherr seinen Stand inmitten der freien Bauern zu nehmen pflegte.

Es war unmittelbar nach der Schlacht auf dem Himmelskampe, als eine Anzahl Stedinger sich hier versammelte. Boleko von Bardenfleth, eine wahre Siegfriedsgestalt, ein Mann von schlichten Sitten und unererschrockener Geradheit, stand schon lange auf seinem Platze. Endlich schien die Zahl der Geladenen vollzählig zu sein und er hub an:

„Männer des Stedingerlandes, ich habe euch rufen lassen, um in dieser wichtigen Stunde unserer Heimat euren Rat zu hören. Eure tapfere Faust hat den Grafen Ditto hingestreckt, aber ein neuer und stärkerer Feind ist uns erwachsen und hält an der Dichtung, in deren Weiden seine Pferde grasen. Wohl hat der Stedinger nie gezagt, wenn es galt, seine Freiheit gegen den ländergierigen Kirchenfürsten von Bremen und den Junker von Oldenburg zu verteidigen, doch halte ich es in dieser schweren Stunde als euer erwählter Asega für meine Pflicht, euch eine Frage vorzulegen. Mir scheint es besser, vor der Schlacht noch einmal den Weg des Friedens zu betreten, den Kirchenfürsten zu fragen, was er noch wolle, da doch Lübben, der den Priester erschlug, gefallen ist.“

„Ganz überflüssig, Asega,“ rief eine Stimme, „der Erzbischof wird sich die Gelegenheit, uns zu vernichten, nicht entgehen lassen. Nie steht ihm ein solches Heer wieder zur Seite.“

„Wer soll hingehen?“ fragte ein zweiter.

„Ich, euer Asega, will ihn aufsuchen und ihm die Leiche des Oldenburger, seines Neffen, bringen,“ sprach Boleko.

„Er wird Euch zurückhalten und wir sind dann wie eine Herde, die ihren Hirten verloren hat,“ sagte ein dritter.

„Inmitten einer so großen, fremden Ritterschar wird der Erzbischof solches nicht wagen,“ sagte Boleko.

„Die Ritter sind allesamt Räuber wie er,“ rief Valentin, der Schneider von Hörspe. „Ländergierige Schurken muß man sie heißen, Pfaffenknechte, denn hört nur, was mir der Wind und der Zufall in die Hand geführt hat.“ Er zog dabei einen Pergamentstreifen hervor.

„Die Buben haben bereits eure Höfe unter sich verteilt; hier steht das Verzeichnis, vom Erzbischof unterschrieben. Den Hof des Untrop erhält der Graf von Ravensberg, den der Hecken von Hörspe, Graf Florentin von Holland, den der Detlefs am Diek ein Junker Dietrich von Kleve, die Harmenhäuser Feldmark soll dem Oldenburger zufallen, die Bardenflether dem Bremer Spitzbuben.“

Ein Ruf der Entrüstung unterbrach den Schneider.

„Steht das auf dem Pergament?“ rief man.

„Schwarz auf Grau,“ sagte Valentin.

„Ruhig, ihr Männer von Stedingen!“ mahnte der Wsaga. „Folgt nicht dem Drange der Leidenschaft, sondern ruhiger Erwägung. Vielleicht ist Gerhard von Bremen anderer Ansicht geworden, vielleicht denkt er, wäre ich die Fremden erst wieder los; jedenfalls wird mein Erscheinen im Lager unsere Sache nicht verschlimmern und uns folgt auf alle Fälle der Nachruf, daß wir alles versucht haben, auch den Weg des Friedens, Menschenblut zu schonen.“

„Der Wsaga hat Recht!“ rief eine Stimme im Hintergrunde.

„Wiederkehren aber wird Boleko nicht,“ sprach Valentin, „ich kenne den Bremer Prälaten zu genau. Ich sehe den Fuchs in sein Fäustchen lachen und unter allerhand Winkelzügen unsern Wsaga solange zurückhalten, bis er mit uns fertig geworden ist.“

„Ihr werdet auch ohne mich im Notfalle zu schlagen wissen,“ sagte Boleko von Bardenfleth, „ihr kennt den alten Aufmarsch, wißt, daß ihr zum Viereck geschlossen den Anprall der Ritter empfangt und eure Schwerter und Speere den Pferden in die Leiber bohrt, damit ihr der Geharnischten

Herr werden könnt. Was bedarf es da einer besonderen Führung; so laßt mich denn den Versuch wagen, beim Erzbischof einen Frieden zu vermitteln, der unsere Freiheit und Rechte sichert, das Verderben aber abwendet, welches selbst ein Sieg über so viele Familien des Landes bringen muß."

Die Stedinger blickten nachdenklich zur Erde. Sie sahen ein, daß ein Versuch, die Feinde abzulenken, nicht schaden könnte, immerhin aber ihre Gewissen im Kampfe stärken müsse.

"Laßt den Mæga ziehen," sprach endlich einer.

"Er gehe," hallte es durch die Reihen.

"Die Mehrheit ist für meine Ansicht," sprach Boleko von Bardenfleth, „und so will ich denn in Gottes Namen den Gang thun und zu dem Löwen in die Höhle treten, mag er auch seine Krallen ausstrecken und die Zähne fletschen. Im übrigen, Männer von Stedingerland, seid auf das Schlimmste gefaßt; eilt zu den Scharen zurück, stärkt ihr Vertrauen, übt sie in den Waffen, doch rückt nicht näher an die Feinde heran, die, so scheint es, vorläufig ihr Lager nicht verlassen wollen."

Mit diesen Worten stieg der Mæga von seinem erhöhten Standpunkte herab und mischte sich unter die andern, die ihn mit kräftigem Händeschütteln begrüßten, aber auch zur Vorsicht mahnten.

"Laßt Euch erst frei Geleit zusichern," sprach Valentin der Schneider.

"Je unerwarteter und freier ich auftreten werde, desto weniger Hinterlist habe ich zu besorgen," sagte Boleko, „im weiteren vertraue ich auf den ritterlichen Sinn der adeligen Herren, vor deren Augen ich meine Sache ausrichten werde."

"Nehmt Euch vor Nasgeiern in acht, Mæga," mahnte Valentin. „Die Kirche hat aus den Stedingern das gemacht, wovon die Bibel spricht, wenn sie sagt: Wo ein Nas ist, da versammeln sich die Adler. Ich hab sie kennen gelernt am Rheine und in Frankreich, diese Herren vom Adel! Über den gemeinen Mann reiten sie dahin wie über Steine und Holz; sie gehen solange mit der Kirche, als es was zu teilen gibt, denn nach ihrer Seelen Seligkeit fragen sie den Henker!"

„Ihr habt bittere Erfahrungen gemacht, Valentin,“ versetzte Boleko lächelnd. „Mit der Kirche seid ihr auch zerfallen.“

„Weil ich auf Gottes Wort halte und nicht auf Mummenschanz, Mtega,“ sprach der Schneider rasch. „Klar und deutlich steht in diesem Buche, wie wir uns verhalten sollen. Unfern Nächsten und Gott über alle Dinge zu lieben, ist das erste Gebot. Thut und lehrt das die Kirche? Rafft sie nicht irdisches Gut zusammen wie ein Handelsjude? Trachtet sie nicht nach Herrschaft und Ehre? Sucht sie das verlorene Schaf in der Wüste?“

„Das thut sie, Valentin,“ warf Boleko lachend ein.

„Wie so?“ fragte der Schneider.

„In den Bedingungen, die uns vor Monden der Kirchenfürst von Bremen vorlegte, stand auch, daß man den Schneider Valentin, einen Erzkezer, ausliefern müsse,“ sagte der Mtega, „wir haben es Euch nicht mitgeteilt, weil wir diesen wie alle übrigen Punkte ablehnten.“

„Ich danke euch,“ sprach der Schneider. „Ihr wißt, ich bin ein Stedinger von Geburt, habe die Welt durchzogen und bin nach zwanzig Jahren in meine Heimat zurückgekehrt. Was ich in der Fremde sah, erfüllte meine Brust mit wachsender Liebe zu meinem Geburtslande. Draußen herrscht der Fürst der Finsternis in Gestalt von Unrecht, Unfreiheit, Gewalt, Knechtschaft, Neid, Gier und Heimtücke; hier waltet Recht und Freiheit. Ja, mein Stedingerland ist ein Paradies für jeden Kerl, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ihr habt also meine Auslieferung verweigert?“

„Das haben wir,“ sprach Boleko.

„Wie konnte es auch anders sein!“ riefen die andern. „Alle für einen und einer für alle!“

„Wackere Stammesgenossen,“ sprach der Schneider in tiefer Bewegung, „Gott segne euch für eure Gesinnung! Wohl habe ich mich von der Kirche losgesagt, in deren Garküche ich geschaut, aber ich halte fest am Bibelbuch, das ich bei Zunftgenossen am Rhein und in Westfalen vorfand und las. Von seinen herrlichen Lehren verspürt man in der Kirche nichts mehr. Die Erzbischöfe und Oberhirten schlagen ihre ihnen anvertraute Heerde nieder als wenn es Heuschrecken wären, sitzen im Harnisch zu Pferde, saufen

und schinden, spielen und jagen, wetten und scherwenzen, daß einem ehrlichen Kerl vor Entsetzen die Augen übergehen. Das sah ich auf meinen Reisen klardeutlich überall und ihr könnt es beim Bremer nicht minder wahrnehmen.“

„Leider ist dem so!“ riefen die Bauern.

„Habt ihr vielleicht gehört, daß in dem Bibelbuche, aus dem ich Euch vorlas, stand: Ihr sollt das Volk knechten, ihr sollt ihm das Mark aussaugen, faullenzen, den Weibern nachlaufen, Harnische und Helme mit Federbüschen tragen, ehrliche Kerle verbrennen, martern und quälen?“

„Was Du uns aus Deinem Buche vorgelesen hast, ist gut und recht,“ sprach ein alter Stedinger, „und eine Stimme in meinem Innern sagte mir, so soll es sein auf Erden, so mußt du handeln.“

„Dieser Ansicht sind wir alle,“ sagten die andern.

„Wir gönnen jedem auf Erden Luft und Licht und das Land, das er durch seiner Hände Arbeit urbar gemacht hat und bebaut,“ sprach der Alte, eine kraftvolle, ehrwürdige Erscheinung. „Unsere Marschen sind unser Werk. Wir haben sie den Fluten abgetrozt, wir haben die Wildnis zu einem Garten gemacht und Gott will es, daß wir unser Eigentum verteidigen bis aufs Blut.“

„Gott will es!“ bekräftigten die andern.

Boleto hatte inzwischen den Ort verlassen, um seinen schweren Gang anzutreten, die andern Stedinger aber schienen dies, so sehr waren sie erregt, nicht bemerkt zu haben. Um Valentin geschart, schritten sie langsam durch den Brokdief dahin. Valentin erzählte, wie er schon oft gethan, von seinen Erlebnissen. Er war am Rhein mit flüchtigen Waldensern zusammen gekommen, hatte von ihnen eine deutsche Übersetzung des neuen Testaments erhalten und war Zeuge gewesen der schrecklichen Verfolgungen, die ein Konrad von Marburg über die Bibelleser und Keger verhängte.

„Wißt ihr, was dieser Mönch gesagt hat?“ sprach Valentin.

„Nun?“ fragten die Stedinger.

„Es ist besser, daß hundert Unschuldige verbrennen als daß ein Schuldiger durchschlüpft!“ versetzte Valentin.

„Hole der Teufel diesen Gefellen!“ donnerten die Bauern und schlugen an ihre kurzen Schwerter, daß diese klirren.

„Nun, der hat ihn geholt,“ sagte der Schneider. „Es war in der Gegend von Marburg, wo ihn der Racheftahl unbekannter Ritter traf. Ich selbst habe ihn am Wege liegen sehn, denn ich hielt mich damals in jener Gegend auf. Seine Züge waren fest und streng und schienen im Tode noch den Bannfluch über seine Mörder auszusprechen. Doch nun müssen wir ausschreiten, ihr wackeren Landsleute, denn schon neigt sich die Sonne und wir könnten im Dunkeln von Feinden überrascht werden, ehe wir unser Lager erreichten; doch halt, wer treibt sich dort in den Gebüsch umher? Was hat der Geistliche hier zu thun?“

„Ein Spion,“ rief einer der Stedinger.

„Schlagt ihn tot, den Schleicher!“ donnerte man.

Vater Bernhard, denn er war es, blickte erschrocken auf, als er sich plötzlich von den erzürnten Bauern umringt sah. Ein Pergamentstreifen, auf dem er gezeichnet, entfiel seinen Händen, Valentin hob ihn auf und rief: „Er hat unser Lager dargestellt, er ist ein Spion!“

Diese Worte entflamten die Stedinger auf das Äußerste. Die Waffen blitzten und ehe der Altertumsforscher ein Wort zur Aufklärung sagen konnte, brach er tot auf dem alten Wallwerke zusammen.

„Mein Gott im Himmel, was habt ihr gethan!“ rief Valentin erschrocken.

„Wir haben ihm seinen Lohn gegeben,“ sagten die Stedinger.

„Laßt uns diesen Ort verlassen!“ sprach der Schneider traurig. „Hier graut es mir.“

Man folgte der Aufforderung Valentins und kam bald in dem Lager der Stedinger an, das sich an einer sumpfigen Wiese hinzog und nach der ungeschützten Seite hin mit einem Walle umgeben war. Die tapferen Bauern hatten sich auf dem weiten Plan nach ihren Ortschaften gruppiert und bildeten ein Heer von etwa 12 000 Mann. Es war eine Freude, diese schlichten und hochgewachsenen Krieger zu schauen, die fest entschlossen waren, ihre heimatliche Erde mit ihrem Blute zu verteidigen und lieber alle den Heldentod erlitten, als einen Zoll ihrer alten Rechte zu vergeben.

Wachfeuer erhellten bald das Lager, Posten standen auf den Wällen und weiter ab von denselben, langsam auf- und abschreitend, während die Mehrzahl der Stedinger sich auf Stroh und Heu streckten, um, abgehärtet wie sie waren, unter freiem Himmel ihren Körper durch Schlaf zur blutigen Arbeit zu stärken.



9. Kapitel.

Inmitten des Heerlagers der Kreuzfahrer erhob sich ein stattliches Zelt, auf dessen Spitze die Zeichen des Erzbischofs von Bremen weheten. Der Kirchenfürst hatte eben die Häupter seiner Scharen um sich versammelt und unterhielt sich mit ihnen über den Niedergang des Grafen Otto von Oldenburg.

„Mein Vetter liebte es stets, seine eigenen Wege zu gehen,“ sprach er, „schon oft warnte ich ihn und führte ihm das Bild des Vaters vor, der durch einen Bund Pfeile seinen Söhnen zeigte, daß Eintracht stark macht. Bleiben wir daher hübsch in einem Haufen, meine Herren, lassen wir keine Sondergelüste herrschen und es möchte doch wie ein Wunder zugehen, wenn wir dieses Bauernpack nicht zur Erde brächten.“

Die Ritter und Grafen pflichteten dem Prälaten bei und vermaßen sich hoch und teuer, das Schicksal ihres Standesgenossen zu rächen.

„Sie werden heranziehen, meine Herren,“ fuhr Gerhard von Bremen fort, „ich kenne sie; übermütig werden sie uns angreifen und da scheint mir am besten, hier auf festem Grunde sie zu erwarten, wo unsere Streithengste nicht versinken. Einige Heißsporen meinen zwar, wir müßten über sie kommen, allein diese kennen das Stedingerland nicht. Man glaubt